

rigorosen Umerziehungsprogramm unterworfen und schließlich ins „Altreich“ transportiert, wo sie nach einer Phase der „Assimilierung“ in Einrichtungen des SS-Vereins Lebensborn bzw. der Inspektion der Deutschen Heimschulen an deutsche Pflegeeltern vermittelt wurden. Die ersten Transporte in das „Altreich“ gingen im Frühsommer 1942 aus Polen ab. Ab September 1943 bestand ein eigenes, vom Lebensborn getragenes Kinderheim „Alpenland“ für eindeutschungsfähige Kinder in Schloss Oberweis in Oberösterreich.

Nach Kriegsende liefen umfängliche Suchaktionen polnischer und internationaler Organisationen nach den verschleppten Kindern an. Manche Kinder, die bei ihren Pflegefamilien bleiben wollten, entzogen sich der Repatriierung, während andere sich selbst auf den Weg nach Hause machten oder nach einer Phase der „Repolonisierung“ repatriiert wurden. Für die meisten Kinder war die Rückkehr mit großen Belastungen verbunden – ihre Identität war aufs Neue in Frage gestellt, wie eine Betroffene formulierte: „Mein persönlicher Krieg dauerte viel länger als bis Mai 1945 [...], wie oft fragte ich mich, wo mein Platz auf dieser Erde ist und wer ich eigentlich wirklich bin: Polin oder Deutsche?“ (S. 231).

Köln

Ursula Reuter

Stephan Lehnstaedt: Okkupation im Osten. Besatzeralltag in Warschau und Minsk 1939-1944. (Studien zur Zeitgeschichte, Band 82.) Oldenbourg. München 2010. 381 S. ISBN 978-3-486-59592-5. (€ 54,80.)

In den letzten Jahren sind wohl mehr deutsche Dissertationen über die nationalsozialistische Besatzungspolitik in Polen erschienen als in den vier Dekaden der alten Bundesrepublik. Eigentlich verdienen sie eine Sammelbesprechung, da sie sowohl eine äußerst produktive Wende der deutschen Historiografie porträtieren als auch einen mittlerweile eigenständigen Textkorpus zur Besatzungsgeschichte bilden. Gemeinsam ist ihnen auf jeden Fall der Grundsatz *polonica leguntur*, die Verwurzelung in der Tätergeschichte, die Betonung der Beteiligung der Zivilverwaltung an den Verbrechen; schließlich eine Sensibilität für die Opfer, die in den letzten Arbeiten auf die Täter ausgeweitet wurde – nicht im Sinne eines Mitgefühls, sondern als wissenschaftliche Entsprechung der allgemeinen Sprachlosigkeit der nachfolgenden Generationen angesichts des wachsenden Wissens über die Biografien der Groß- und Urgroßväter. Stefan Lehr¹ versuchte es mit einem mikrografischen Ansatz. Die Geschichte von 13 deutschen Archivaren – ihres Wirkens als Teil des Besatzungsapparats, ihres damaligen Selbstverständnisses und späterer Rationalisierungen, ihres durchaus heterogenen Verhältnisses zur örtlichen Umwelt – kommt wohl einer Rekonstruktion des Geschehenen so nahe wie bei einer historischen Arbeit nur irgend möglich. Markus Roth² gelang ein anderes Kunststück: Seine auch stilistisch bemerkenswerte Erzählung über die „Herrenmenschen“ zeigte ganz gewöhnliche deutsche Männer nicht nur als eifrige, sondern gar als kreative Helfer des Terrorapparats. „Im Osten“ ging alles, was der Durchsetzung der Besatzungsherrschaft diente – und die Kreishauptleute engagierten sich dafür mit Leib und Seele, blieben dabei ihrem Selbstverständnis nach aber anständige Menschen.

Stephan Lehnstaedt greift diese Fragestellungen auf der Basis einer extrem breiten Quellenbasis und ausgezeichneten Kenntnis der mehrsprachigen Literatur auf. Er erweitert sie auf den Vergleich mit Minsk, vor allem aber untersucht er das Verhalten von Zehntau-

¹ STEFAN LEHR: Ein fast vergessener „Osteinsatz“. Deutsche Archivare im Generalgouvernement und im Reichskommissariat Ukraine, Düsseldorf 2007.

² MARKUS ROTH: Herrenmenschen. Die deutschen Kreishauptleute im besetzten Polen – Karrierewege, Herrschaftspraxis und Nachgeschichte, Göttingen 2009.

senden im Spannungsfeld zwischen Selbstverständnis, Anspruch, Norm und gelebtem Alltag. In dieser Kombination von Biografistik, Alltagsgeschichte und Komparatistik untersucht er zuerst Institutionen und Raum, dann den Alltag (wobei ihn die Freizeit deutlich mehr interessiert als die Arbeitswelt) und in den Schlüsselkapiteln III-V jene Spannung, die sich in der Kontaktzone zwischen Besatzern und Einheimischen in den unterschiedlichsten Varianten und Schichten materialisierte. In dem Schlussteil über den Werdegang seiner „Helden“ nach 1945 bestätigt er im Wesentlichen die Ergebnisse früherer Studien, d.h. die Rückkehr der Täter in die Bürgerlichkeit der Bundesrepublik, verweist aber auch auf einen schwer zu beziffernden Anteil von Biografien, die mit dem Tod im Krieg bzw. in sowjetischer Kriegsgefangenschaft auf ganz andere Weise abbrachen.

Was bringt dieses Buch? Das unwichtigste Ergebnis ist wohl, dass der Vergleich Warschau–Minsk nicht trägt. Noch weiter „im Osten“ war alles dünner, ärmer, grauer, kleiner – abgesehen von der Wahrscheinlichkeit eines Anschlags, die in Minsk in den ersten zwei Kriegsjahren deutlich höher lag als in der polnischen Hauptstadt: keine Erkenntnis, die den Arbeitsaufwand L.s rechtfertigen würde. Zweitens verdanken wir ihm die mit Abstand beste Darstellung der Deutschen im Warschauer „Osteinsatz“. Das Deutsche Wohnviertel ist noch nie so präzise beschrieben worden, das Freizeitverhalten war bislang kaum Gegenstand der Forschung. Der Ansatz zu zeigen, „wie die Politik den Alltag mit prägte – und vor allem umgekehrt der Besatzeralltag die Politik mitbestimmte“ (S. 96), wird vor allem im ersten Teil eingelöst. L. beschreibt das Deutsche Haus im heutigen Präsidentenpalais und andere gastronomische Begegnungsorte, Filmvorführungen mit über 90 000 Besuchern pro Monat (S. 116), die *Krakauer Zeitung*, Theaterfestspiele im Łazienki-Park, das mit 20 000 Zuschauern ausverkaufte Legia-(damals: Wehrmachts-)Stadion als Austragungsort von Begegnungen der örtlichen Mannschaft mit Schalke 04 (S. 135), Ausstellungen und Bücher über das Kulturträgertum. Dieser „normierte Alltag“, so L., sollte die „Volksgemeinschaft“ an der Weichsel integrieren bzw. von der „einheimischen“ Umwelt abgrenzen und tat dies zumindest partiell. Andererseits, betont der Vf., blieb den Deutschen das „dem Kolonialismus immanente Sendungsbewusstsein (...) weitgehend fremd“ (S. 252). Statt die „Eingeborenen“ zu zivilisieren, suchten sich viele im unbekannten, fremden, oft abstoßenden Osten ihre Freiräume außerhalb des „normierten Alltags“. In diesen Freiräumen entwickelten sich illegale, geduldet bis hart geahndete Kontaktformen und -zonen mit den „Einheimischen“, deren – individuelle, d.h. theoretisch strafbare – Beraubung oftmals einherging mit dem blühenden Schwarzmarkthandel, wo sich der Deutsche wiederum in ein kompliziertes Wechselverhältnis von notwendigem Vertrauen, potenziell beiderseitigem Vorteil und gegenseitigem Misstrauen hineinwagte. Neben Diebstahl und Schwarzmarkthandel boten der Alkoholkonsum (oft in Kneipen, die von Polen besucht wurden, weil diese billiger waren) und Kirchenbesuch oft genutzte Möglichkeiten, den „Eigensinn der Besatzer“ (passim) zu praktizieren. Das Risiko dieser Praktiken wurde durch kollektive Diskretion minimiert. Der amtliche Teil der „Volksgemeinschaft“ drückte beide Augen zu, solange das Verhalten außerhalb der Norm dem „Ansehen des Deutschen“ nicht auffällig schadete. Am härtesten bestraft wurden Abweichungen, die den höchsten Teil der rassistisch-sozialen Pyramide (die Reichsdeutschen) in verbotene Beziehungen zu dem niedrigsten (den Juden) setzten. Im Kontakt zu Polen und Belarussen war die Grauzone beachtlich größer. Die Volksdeutschen gehörten theoretisch zur „Volksgemeinschaft“, bildeten jedoch de facto eine Zwischenschicht, die – in ihren sozialen Praktiken, nicht in der Zusammensetzung – nach unten wie nach oben offen blieb. Unter den Reichsdeutschen wiederum galt Loyalität und die immer wieder beschworene „Kameradschaft“ vor allem dem eigenen, in der Regel institutionell geprägten Umkreis, der sich in ständiger Konkurrenz zu anderen Milieus festigte. Erst in der Abgrenzung zu den unteren Teilen der Pyramide verstanden sich die eigentlichen Herrenmenschen als Großgruppe (die ihrer Herkunft nach alles andere als elitär oder in besonderem Maße nationalsozialistisch geprägt war). Dass innerhalb dieser Großgruppe die Dimensionen des Terrors – bis hin zur Judenvernichtung – selbstverständlich bestens bekannt waren (und selten ableh-

nend kommentiert wurden), zeigt der Vf. in Kap. V. Als Pflicht, Aufgabe oder gar als Akt der Verteidigung getarnt, wurde massenhafte Gewalt zum Bestandteil des gelebten Alltags, „eine legitime – und meist auch angemessene – Umgangsform“ mit den Einheimischen (S. 317).

In dieser glänzenden Untersuchung bestätigt L. eindrucksvoll, was in den polenbezogenen Arbeiten zur Tätergeschichte bereits mehrmals angesprochen wurde: Es war weder die Zugehörigkeit zu einer Kohorte noch eine besondere Affinität zum Nationalsozialismus, welche die Verbrechen zu einer „angemessenen Umgangsform“ machten. Der Habitus des Herrenmenschen, gewiss angelegt in der Sozialisation vor 1939, entwickelte sich vielmehr aus den situativen Gegebenheiten „im Osten“. In den kurzen fünf Jahren wurde er innerhalb der „Volksgemeinschaft“ zu einer Selbstverständlichkeit. Siebzig Jahre später kann man dies offenbar rekonstruieren; man kann es begreifen, ohne es wirklich zu verstehen.

Warszawa

Włodzimierz Borodziej

Grenzgebiet als Forschungsfeld. Aspekte der ethnografischen und kulturhistorischen Erforschung des Grenzlandes. Hrsg. von Petr Lozoviuk. (Schriften zur Sächsischen Geschichte und Volkskunde, Bd. 29.) Leipziger Universitätsverlag. Leipzig 2009. 286 S. ISBN 978-3-86583-360-0. (€ 40,-)

Dieser Tagungsband ist das Ergebnis einer Konferenz, die im November 2007 in Reichenberg (Liberec) stattgefunden hat. Seine Stärke liegt in der Bündelung einzelner Fallstudien, die ein interessantes Gesamtbild der tschechischen Grenzgebiete skizzieren, auch wenn sich die Beiträge hinsichtlich des Umfangs und der Qualität deutlich unterscheiden. Die Themen Grenze, Grenzland und Grenzlandbevölkerung sollen aus der Sicht unterschiedlicher Disziplinen (Ethnologie, Soziologie, Geografie und Geschichte) beleuchtet werden. Der Großteil der Aufsätze widmet sich regionalen Beispielen entlang der tschechischen Grenze mit Sachsen, Schlesien und Niederösterreich. Anstatt der räumlich isolierten Beiträge zu Ungarn und Schleswig-Holstein wäre vielleicht ein weiterer Beitrag über die tschechische Grenze zur Slowakei, zu Österreich oder zu Bayern aufschlussreicher gewesen. Das Buch gliedert sich in einen theoretischen und drei thematische Abschnitte, wobei die Zuordnung der einzelnen Beiträge etwas zufällig wirkt. Eine Einteilung nach methodischen Kriterien hätte wohl mehr Sinn ergeben: Fünf Beiträge beruhen auf qualitativen Interviews mit Bewohnern des Grenzlands und sieben Aufsätze zeigen mittels publizierter und unpublishierter Quellen Aspekte des Lebens an der Grenze auf.

Im Rahmen des einführenden Abschnitts „Die Grenzlandproblematik als Objekt der Ethno- und Kulturwissenschaften“ stecken Petr Lozoviuks und Manfred Seiferts wichtige Beiträge in gelungener Weise die thematischen, historischen und theoretischen Rahmenbedingungen ab. Lozoviuk widmet sich der Entwicklung der unterschiedlichen Fragestellungen zum Thema Grenze in der deutschen, sudetendeutschen und tschechischen Ethnologie im 20. Jh. Seifert führt hingegen in die Begrifflichkeit und in die sich wandelnden Vorstellungen von Räumen und Grenzen ein.

Beide Vf. betonen, dass die Forschungsansätze seit den 1990er Jahren breiter angelegt werden. Einerseits rücken alltagskulturelle Fragestellungen und mit ihnen konkrete und situationsabhängige Alltagshandlungen von Individuen in den Vordergrund. Andererseits wird Grenzgebiet nicht mehr zwangsläufig als marginalisiertes „Defizit-Gebiet“ (S. 27) verstanden, sondern als sozialer Raum, in dem Kulturcodes nicht so rigoros aufgefasst werden wie in den Zentren und der daher auch als Innovationstransitgebiet (S. 28) verstanden werden kann.

In dem folgenden Abschnitt „Das Grenzgebiet aus historischer Perspektive“ geht es, neben zwei Beiträgen zum ungarischen Raum, darum, wie mit den böhmischen, mährischen und schlesischen Grenzgebieten nach der Vertreibung der deutschen Bevölkerung umgegangen wurde. Kateřina Lozovíuková untersucht die strafrechtliche Verfolgung